

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kirchlich-positive Blätter für Baden. 1924-1926 1925

25 (6.12.1925)

Kirchlich-Positive

Blätter

für Baden

Die Kirchlich-Positive Blätter
erscheinen alle 14 Tage.

Bezugspreis jährlich 5 Mk.

Bestellungen nur bei
Min. Registrator Frig. Karls-
ruhe, Erbprinzenstr. 3 III, Post-
scheckkonto 29 170

Nummer 25

6. Dezember 1925

38. Jahrgang

Inhalt: Bleiben im Gebet. — Die Abendmahlsnot in der Kirche. — Mehr Menschenkenntnis! — Kirchliche Umschau. — Bächtelisch.

Bleiben im Gebet.

Aus der Morgenandacht am 2. 10. 25 auf dem Thomashof über Apg. 2, 42.

Nach alle dem, was wir in diesen Tagen hier oben erlebt haben, rückt dies Wort in eine besondere Beleuchtung. Es gibt keinen wahren Christen, der das Gebet im Kämmerlein nicht aus innerer Notwendigkeit heraus pflegte. In diesen Tagen aber ist uns „Die Gemeinde“ zu einem neuen Erlebnis geworden. Von der ersten Gemeinde aber heißt es, „sie blieben beständig im Gebet.“ Neben die zentrale Betätigung des persönlichen Christenlebens, das Gebet im Kämmerlein, tritt als zentrale Lebensäußerung der Gemeinde Jesu Christi die Gemeinschaft im Gebet. Als eine betende Gemeinde ist sie die Empfängerin all der mannigfaltigen Gaben, die zum Aufbau der Gemeinde unerlässlich sind. (Ephes. 4.)

Dieses gemeinsame Gebet ist zunächst ein Sich-Öffnen für die geistlichen Segnungen (Eph. 1, 3). Was diese Menschen Eigentümliches besaßen, war alles beschlossen in dem einen Namen Jesus. Was in ihnen lebte, stammte von ihm und konnte daher nur durch die Gaben am Leben erhalten werden, die er dem Bittenden gewährt. Darum die Unentbehrlichkeit „der Apostel Lehre, der Gemeinschaft und des Brotbrechens“. Sie können ihr geistliches Leben nicht mit bloßen Erinnerungen an eine große Tatsache der Vergangenheit bestreiten, auch nicht von einem großen Erlebnis der Belehrung zehren. Sie leben aus der dem Bittenden sich erschließenden Fülle des in seinem Geist gegenwärtig wirkenden, lebendigen Herrn.

Daraus entsteht ein neuer Antrieb zum Gebet; es entsteht die Anbetung. Immer wieder gewinnen wir den Eindruck, daß die neutestamentliche Gemeinde eine anbetende Gemeinde war. Die großen Heilandstaten, die unter ihr geschahen, führten mit Notwendigkeit dazu. Damit geschah etwas überaus Bedeutsames. Die im Gebet ersuchte und empfangene Gabe wurde so mit Danksagung wieder hinaufge-

hoben, am Thron der Gnade niedergelegt, dadurch geheiligt und zu heiligendem Wirken befruchtet. Die Ehre blieb Gott und nicht den Menschen.

In der Anbetung gelangt unser Beten zu seiner Vollendung. In ihr ist auch die Gemeinschaft mit der Gemeinde der Vollendeten gegeben, von deren nimmer endenden Anbetung die Offenbarung Zeugnis gibt.

Als die in sich selbst Armen sind wir zur unablässigen Bitte gedrängt, als die in der Gemeinschaft Empfangenden und Gesegneten können wir in der Anbetung nicht ermüden. So lernen wir „bleiben im Gebet“.

R. D. — Pf.

Die Abendmahlsnot der Kirche.

Der gleichnamige Aufsatz in Nr. 23 hat mich tief bewegt und in mehreren Punkten zu entschiedenem Widerspruch gereizt. Gerne komme ich daher, obgleich nur ein Laie, der Aufforderung der Schriftleitung, sich zu den hier angeregten Fragen zu äußern, nach.

Zunächst meine ich, um der vielleicht unvollkommenen Form willen hätte keine Abendmahlsnot aufzukommen brauchen und wäre wahrscheinlich auch keine aufgefunden. Die Hauptsache der Enthaltung vom Abendmahl ist neben der Furcht vor unwürdigem Genuß und dessen Folgen Mangel an Glaube an die großen Segnungen dieses Sakraments. Ein starker Glaube, daß Jesus durch sein Mahl den ganzen Menschen nach Leib, Seele und Geist segnen, ihm also unerschöpfbare Wohltaen mitteilen wolle, hätte einerseits die Angst vor etwaiger Ansteckung durch den gemeinsamen Kelch, andererseits auch eine übertriebene Furcht vor unwürdigem Genuß siegreich überwunden.

Die Frage, ob Gemeinschafts-Abendmahl statthaft oder gar zu empfehlen sei, sollte nicht nach anscheinend praktischen Gesichtspunkten, sondern nach Gottes Wort entschieden werden. Dieses aber sagt klar: „Wir haben einen Altar, von dem nicht Macht haben zu essen, die der Hütte pflegen“. (Ebr. 13, 10.) Darnach ist also der Altar die einzige Stätte, wo die Elemente Brot und Wein zum geheiligten Genuße für die Gläubigen geweiht

werden sollten, *) und auch für die in den Häusern gespendete Krankentommunion sollten sie nicht daselbst, sondern am Altar geweiht werden. Aus dem nämlichen Schriftworte folgt für meine Auffassung ferner, daß nur ordinierte Diener der Kirche die Elemente weihen und austheilen sollten. Jede andere Praxis würde zur Herabsetzung des Amtes und der Ordination, zu Separation und schließlich zur Auflösung der Kirche führen. Die Praxis auf Gottes Wort zu gründen, unbekümmert darum, ob sie Menschen gefällt oder nicht, gerade das ist evangelisch, nicht aber ein unberechtigtes Entgegenkommen gegen Gemeinschaften oder gar einzelne Familien. Bei aller Hochschätzung des christlichen Hauses oder einer gläubigen Gemeinschaft muß doch an diesem evangelischen Grundsatz unbedingt festgehalten werden. Wer es anders halten will, der tue es auf seine eigene Verantwortung, aber nicht auf Verantwortung der Kirche und ihrer Diener!

Daß die Form bei der Brüdergemeinde oder der schottischen Freikirche der neutestamentlichen Reform näher komme, bezweifle ich sehr. Was darüber in den patristischen Schriften, etwa in den „Katechesen“ Cyrills, zu lesen ist, spricht eher für das Gegenteil. Doch, wie gesagt, die Form, so wichtig sie auch ist, ist nicht das Maßgebende, sondern der Inhalt. Ueber diesen haben aber Erfahrungsgemäß viele Christen keinen klaren Begriff, daher auch wenig oder keinen Glauben. Da nun aber der Glaube „aus der Predigt“ kommt (Röm. 10, 17), so empfiehlt es sich, die Gemeinde öfters über die Segnungen des Abendmahls, wie auch der anderen Gnadenmittel der Kirche, eingehend zu belehren.

Durchaus einverstanden mit dem Verfasser bin ich darin, daß ein großer Teil der Abendmahlsnot in der Teilnahme vieler Namenschristen ohne Glauben und ohne den festen Willen zur Buße besteht. Auch das ist objektiv richtig, daß die Kirche solchen Seelen durch kritiklose Zulassung zum hl. Abendmahl noch zur Vermehrung ihres Gerichts verhilft. Doch mit Bedacht füge ich das Wort „objektiv“ hinzu und denke dabei an den Bericht, wonach der Satan „nach dem Bissen“ in Judas fuhr. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß zwischen dem Eintauchen, dem Essen des Bissens und dem Befessenwerden ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht, ähnlich wie zwischen dem unwürdigen Genuß des hl. Abendmahls und dem dadurch bewirkten Essen und Trinken zum Gericht. Ist etwa Jesus verantwortlich zu machen, der den Bissen eintauchte und dem Judas reichete? Nein, sondern die Schuld lag einzig und allein bei Judas, der vorher den Einflüsterungen Satans Gehör geschenkt und auch im letzten Augenblicke sein Herz nicht der Buße geöffnet hatte. So liegt auch, wenn einer unwürdig isst, die Schuld nicht an der Kirche, im allgemeinen auch nicht an dem auspendenden Geistlichen, sondern an dem Empfänger des hl. Abendmahles. Natürlich kann sich auch ein Pfarrer mitschuldig machen, wenn er einen notorisch Ungläubigen oder Unbußfertigen

zuläßt, ohne ihn zum mindesten vorher auf die Gefahr aufmerksam zu machen.

Eigentlich sollte ja der Hirte jedes Schaf seiner Weide genau kennen. Um das möglich zu machen, müßte aber die Zahl der Pfarrstellen ganz außerordentlich vermehrt werden, wozu leider vorläufig wenig Hoffnung besteht. Immerhin könnte auch bei der unzulänglichen Zahl von Pastoren manches gebessert werden. Kirchenvorstände und Gemeindevetreter könnten durch ihr Beispiel als „Vorbilder der Herde“ (1. Petri 5, 3) in bezug auf Kirchenbesuch und Teilnahme am hl. Abendmahl viel wirken; deshalb müßten sie in ihren Sitzungen, sowie durch Besuche des Pfarrers in ihren Häusern samt ihren Familien besonders belehrt und ermahnt werden. Gereifte Kirchenvorstände und Gemeindevetreter (und gereift sollten sie ja alle sein) könnten ihrerseits durch persönlichen Verkehr, unter Umständen durch Hausbesuche, die Gemeinden belehren und im Glauben befestigen und so das Ideal Bucers verwirklichen helfen. Das Amt eines einzelnen Stadtmisionars oder Helfers reicht hierzu nicht aus.

Für dringend abänderungsbedürftig, weil direkt schädlich, erachte ich die Zerreißung des Gottesdienstes in zwei getrennte Teile. In der Urkirche wurden nur die Katechumenen vor der Auspendung des hl. Abendmahles entlassen, heute der größte Teil der Gemeinde und zwar „mit dem Segen des Herrn“. Wer mit dem Begriffe des von dem ordinierten Diener am Altar gespendeten Segens Ernst macht, der kann getrost nach Hause gehen, oder was will er noch mehr? — So sollten also die nicht am Abendmahl Teilnehmenden ohne den Segen des Herrn entlassen werden? Ich meine entschieden: ja! Sie mögen lernen, daß nicht zwei getrennte, sondern daß ein Gottesdienst ist, und daß ein Christ die Einladung seines Herrn zu seinem Mahle nicht gering achten soll. Unmittelbar vor der Auspendung ein „Friede sei mit Euch!“ und am Schlusse des Gottesdienstes die Erteilung des Segens — das wäre meiner Meinung nach eine richtige, evangelische und daher auch erziehende Praxis.

Für durchaus verkehrt halte ich auch den Vorschlag, die Neukonfirmierten noch nicht, sondern erst „in späteren Jahren“ zum Abendmahl zuzulassen. Wer selbständig vor der Gemeinde sein Glaubensbekenntnis ablegt, der kann sich auch selbständig entscheiden, ob er im Glauben und bußfertig am hl. Abendmahl teilnehmen will. Der erwähnte Vorschlag könnte leicht dahin führen, daß mancher junge Christ überhaupt niemals das hl. Abendmahl empfangen und daher nach Joh. 6, 53 kein Leben in sich haben würde. Was gebessert werden könnte, ist die christliche Erziehung in Haus und Schule. Zwei Religionsstunden wöchentlich (wie in unseren höheren Schulen) sind entschieden zu wenig, und daher müßten beständig durch Wort und Schrift mehr gefordert werden. Der Konfirmationsunterricht sollte sich auf 1½ oder 2 Jahre erstrecken. Bei der Beschränkung auf 1 Jahr kommt es häufig vor, namentlich während der letzten zwei Monate des Unterrichts, daß der Pfarrer mehr auswendig zu lernen gibt, als sich mit dem Interesse der Schule und mit gesundheits-

*) Sollte das wirklich der Sinn dieser Stelle sein?
D. Schr.

lichen Rücksichten verträglich. Bei längerer Dauer des Konfirmandenunterrichts kann die Gefahr der Uebermüdung ganz beseitigt und der Konfirmand doch gereifter zur Konfirmation und zum Genusse des hl. Abendmahls zugelassen werden. Offensichtlich Unreife müßten in jedem Falle ohne Menschenfurcht zurückgestellt werden.

Zum Schluß noch eins, das zwar in keinem direkten Zusammenhange mit der Abendmahlsnot zu stehen scheint, meiner Meinung aber doch eng damit verbunden ist: Man möge in jedem Hauptgottesdienst allsonntäglich ein Sündenbekenntnis und die Absolution darbringen. Nur wer losgesprochen ist, kann in vollkommener Weise Gott „im Geiste und in der Wahrheit“ anbeten. Ein solcher Brauch, der dem Sinne der von dem Herrn gebotenen Fußwaschung entspricht, würde zur Reinigung, zur Heiligung, zum geistlichen Wachstum und somit auch zur Beseitigung der Abendmahlsnot wesentlich beitragen.

Prof. W. Walger, Darmstadt.

Mehr Menschenkenntnis!

Pfr. A. Graf, Weiler b. Pforzheim.

Was uns am meisten not tut, dürfte wohl Menschenkenntnis sein. Zu diesem Ergebnis komme ich bei gründlicher Beobachtung meiner selbst, wie auch meiner Mitmenschen. Sehen wir einmal zuerst zu, wie notwendig, wie wertvoll die Menschenkenntnis ist. Ein Schneider muß den Kleiderstoff, ein Schreiner das Holz, ein Schmied das Eisen verstehen und gründlich mit seinen verschiedenen Eigenschaften vertraut sein. Dinge, mit bezw. an denen wir arbeiten, müssen wir von Grund aus kennen gelernt haben und immer noch näher kennen lernen, da heißt es: man lernt nie aus. Nun aber soll doch unsere Hauptbeschäftigung darin bestehen, als Mensch an Menschen zu arbeiten, da sind wir Subjekt wie auch Objekt zugleich. „Eine Hand wäscht die andere.“ Wir haben uns gegenseitig zu erziehen. So schon als Menschen, noch mehr aber als Christen. Als Mensch kann ich schließlich noch mit Cain sagen: Soll ich meines Bruders Hüter sein? kann lähl, ja mit einer gewissen Schadensfreude im Blick auf etwaige Fehler an meinen Mitmenschen vorübergehen, aber als Christ muß ich dem barmherzigen Samariter gleich mich seiner annehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß ich mir dadurch Ungelegenheiten zuziehe. Eben darin sollen wir ja unserem Herrn nachfolgen, eben darin besteht der Dienst für ihn, daß wir darauf aus sind, unsere Mitmenschen bessern zu helfen auf allen Lebensgebieten, um sie für das Reich Gottes zu gewinnen im Blick auf die Zeit wie im Blick auf die Ewigkeit. Jeder Christ soll ein Menschenfischer werden für das Reich unseres Herrn. Wie unser Herr nicht gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern um uns zu dienen, um zu suchen und zu retten was verloren ist, so haben seine Nachfolger es ihm gleich zu tun, einerlei in welcher Stellung sie in dieser Welt stehen mögen. Wir müssen darauf aus sein, uns selbst und unsere Mitmenschen zu Gott zu führen, sie wie uns zu Gottes Kindern heranzuziehen zu helfen. All unser Tun und Lassen, auch das Gewöhnlichste in der Alltagsar-

beit muß schließlich darauf abzielen, wenn anders es einen Wert fürs Leben haben soll. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, das sei nur Sache der dazu Berufenen, der Geistlichen und Lehrer. Stehen auch sie in besonderer Weise in dieser Arbeit, so dürfen die andern nicht meinen, daß sie damit nichts zu tun hätten. Denken wir an die Eltern! Ist's nicht ihre erste Pflicht, nicht nur ihre Kinder mit Nahrung und Kleidung zu versehen, sondern auch für die rechte Erziehung zu sorgen, also an ihnen zu arbeiten? So bietet das tägliche Leben, wo wir nur immer mit Menschen in Berührung kommen, fortgesetzt mehr als es uns zum Bewußtsein kommt, Gelegenheit, erzieherisch auf unsre Mitmenschen einzuwirken. Wir arbeiten an einander, ohne daß wir uns dessen bewußt werden. Aber neben der unbewußten Arbeit müssen wir in der ganz bewußten Arbeit aneinander stehen: als Christen einander zu Gottes Kindern heranzuziehen. In dieser Arbeit an und für einander wie an uns selbst bedürfen wir der zuverlässigsten Menschenkenntnis, wenn wir nicht ganz gewaltige Fehlgänge machen wollen, die vielfach das Gegenteil bewirken von dem, was wir wollen. Wer in dieser Arbeit steht, der wird oft bedauern müssen, daß seine Absicht, die er mit sich wie mit andern hatte, sich nicht verwirklichte, daß manchmal gerade das Gegenteil bewirkt wurde. Er wollte einen Menschen oder sich selbst von einem Laster oder einer Schwachheit los machen, zu seinem Schreden muß er wahrnehmen, es ist ins Gegenteil umgeschlagen. Da steht man dann verzweifelt da und ruft: wenn ich das gewußt hätte! Da kommt uns dann zu spät zum Bewußtsein, wir haben uns geläuscht, die Menschen, unser eigen Gemüt ist ganz anders eingestellt, als wir meinten. Ein gewaltiger Mangel von Menschenkenntnis bezw. Selbsterkenntnis kommt uns zum Bewußtsein. Dieser Mangel kann uns mitunter so stark vor die Seele treten, daß wir an allem völlig verzweifeln und ausrufen möchten: ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von meinen Schwächen und Lastern. Der Selbstbetrug tritt mit überwältigender Verzweiflung vor unsere Augen; wer glaubt unserer Predigt, wer hört auf unser Rufen und Mahnen, es ist doch alles umsonst, der Kluge schweigt zu der Zeit in Israel! Es steht da ein Beispiel vor meinen Augen. Als ich in Afrika zum ersten Mal einen Schüler zu behandeln hatte bei Lymphdrüsenentzündung, wollte ich die Geschwulst ausschneiden. Der Sprache noch nicht mächtig, konnte ich ihm nicht viel erklären. Nur durch Zeichen gab ich ihm zu verstehen, ich müßte ausschneiden. Ich war ganz überrascht, als der Junge dies um keinen Preis zuließ. Der als Dolmetscher herbeigerufene Lehrer erklärte mir dann, daß nach ihrem Glauben diese Geschwulst nicht aufgeschnitten werden dürfe, sie sei mit Medizin zu behandeln, bis sie selbst aufgehe. Das war mir rein unsäglich, daß ich mit meiner Kenntnis mich unter die des Neger zu stellen hatte. Ich war der Meinung: der Neger stellt sich wie ein Kind ganz unter den Beschluß des Missionars. Es fehlte mir die Kenntnis der Negerseele. Das führte zu Verstimmung hüben wie drüben. Wenn wir unsre Behandlungen unserer Mitmenschen wie unser selbst mit der Art der

Apostel und Propheten, besonders unseres Herrn vergleichen, dann kommt uns ein gewaltiger Unterschied zum Bewußtsein und bei näherem Zusehen erkennen wir: ihr Vorteil bestand in besserer Menschenkenntnis. Wer kann so entschieden hinsehen und sagen: „Du bist der Mann!“ Oder: „Fünf Männer hast du gehabt, und den du jetzt hast, der ist nicht dein Mann“. Wie oft hämmern wir daneben, haben ein zu günstiges oder ein zu ungünstiges Urteil über diesen und jenen, was zu falscher Behandlung führen muß, aus der nicht nur kein Gutes, sondern großer Schaden kommt. Wir wissen es alle aus eigener Erfahrung, wie notwendig Menschenkenntnis ist, wenn wir etwas ausdrücken wollen. Das wird uns noch klarer werden, wenn wir untersuchen, welche Mängel in dieser Richtung bei uns vorliegen. Das erste Zeichen des Mangels an Menschenkenntnis ist unsre Ueberschätzung. Oder ist man bei uns nicht in allen Kreisen der Meinung, daß wir über alle Täuschungen erhaben seien vermöge unserer allgemeinen Bildung? Kultur und Zivilisation werden als das Allheilmittel angesehen, daß man oft den Eindruck bekommt, man halte sich fast für allwissend. In manchen Kreisen hat zwar Krieg und Revolution etwas Ernüchterung gebracht, aber es ist unfählich, daß diese Ernüchterung nicht gründlicher und allgemeiner wurde. In der Politik, in der Pädagogik, in Familie, Schule und Kirche, überall ist's wahrzunehmen, daß man sich dieses Mangels gar nicht bewußt werden will. Im Gegenteil, man fühlt sich auf sehr hohem Roß. Mit Hilfe der Psychologie glaubte der Vertreter der Wissenschaft festzustellen, wie Männer, die der Vergangenheit angehören, ein Moses, die Propheten, unser Herr, seine Apostel geredet und geschrieben haben, festzustellen, was unecht und was echt ist an ihren Schriften, was für Motive einen Gustav Adolf etwa befehl haben, wie ein Luther in dem oder jenem Lebensalter gedacht habe. So schien die Menschenkenntnis ins Fabelhafte sich steigern zu können. Man denke an das Wort: So dächte ich, wenn ich Jesus wäre. Da müßte doch die Frage kommen: warum werden denn dieselben psychologischen Gesetze nicht in Anwendung gebracht, um die Gedankenwelt eines Gien, Lloyd George, Clemenceau, Wilson und wie sie alle heißen, festzustellen, so daß es ihnen nicht möglich gewesen wäre, den deutschen Michel an der Nase herumzuführen. Hat denn unser Kaiser mit seinem Kanzler Bethmann-Hollweg diese Psychologie nicht besessen, so daß sie kraft derselben das Kartenspiel hätten durchschauen müssen, das England, Frankreich, Rußland und Amerika mit ihm trieben? War es nicht Mangel an Menschenkenntnis, was wir bei Bethmann-Hollweg wahrnehmen müssen, samt allen, die um ihn waren? Das schon sollte genügen, uns den Mangel an Menschenkenntnis vor Augen zu stellen.

Sehen wir nun hinüber auf das Gebiet der Pädagogik, wo die Menschenkenntnis besonders zur Geltung kommt. Wie weiß man das Hohelied zu singen von unserer unübertrefflichen Erziehungskunst! Aber neben dieser A-dur-Symphonie, die zum höchsten Jubel emporsteigt, geht der niederdrückende Trauermarsch in E-moll: das Klage-

lied von der Verdorbenheit unserer Jugend. Mögen beschwichtigende Stimmen sich hören lassen, wie die: so ist's immer gewesen, immer haben die Alten über die Verdorbenheit der Jugend geklagt, so bleibt eben doch jedem, der auch nur einigermaßen die Wahrheit ertragen kann, die unabwiesbare Ueberzeugung stehen: Aber so wars doch noch nie. Ich sage: Jede Klage über unsere Jugend vonseiten der Erwachsenen ist Selbstanlage! Wir haben sie doch erzogen! Wir verfahren nach dem Rezept: „Wenn man den Kindern den Willen tut, dann schreien sie nicht“. Manah alte Mütter hatte mehr Erziehungsweisheit als viele moderne Pädagogen, die auf ihre Kunst so stolz sind, denen aber das kleinste Häufchen Kinder über den Kopf wächst. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ruhig es in unserer Schule zuging, wo wir zur Winterzeit alle acht Klassen bei einander saßen, an die 70 Kinder unter einem Lehrer in einem Schulzimmer. Dabei waren immer alle beschäftigt, ohne daß der Lehrer besondere Mühe gehabt hätte, Ordnung aufrecht zu halten. Wäre das heute irgendwo bei uns noch möglich? Nein, lassen wir's stehen: Unsere Jugend ist nicht gezogen, weil wir das Sprichwort: „Der nicht geschundene Mensch ist nicht erzogen“, vergessen haben, besser gesagt, nicht mehr gelten lassen wollen. Oder: „Bosheit steckt dem Knaben im Herzen!“ Wie entsetzlich, so allvettelisch zu denken. Das Kind sei boshast. Es sind ja lauter Engel, unsere Kinder, wer wollte ihnen auch noch eine körperliche Züchtigung verabreichen; ein Armutszeugnis für jeden, der meint, er könne in Haus und Schule des Stodes nicht entraten. Der heutige Pädagoge versteht es besser, alles bringt er den Kindern spielend bei, was man früher einbläute. Dort war die Roheit, bei uns regiert die Liebe. „Ja man muß die Kinder mit Liebe aufziehen, wenn man sie richtig erziehen will“. So manch ein Beispiel aus Haus und Schule steht mir vor Augen, das hiedon zeugt. Nur eines will ich anführen. Als ich etwa sechs Wochen in Afrika war, mußte ich von meinem Sprachstudium weg an die Schule nach Christiansborg, wo etwa 200 Negerbuben Unterricht erhielten von schwarzen und dem weißen Lehrer. Der bisherige Vorstand mußte nach kurzem Aufenthalt fieberkrank heim zur Erholung. Wie ich von ihm das Amt übernahm, zeigte er mir einen Stock mit den Worten: „Diesen benütze nicht zu wenig; ich habe gesagt, ich will meine Schüler nicht schlagen, ich will sie mit Liebe erziehen, nun aber sind sie so frech geworden, daß ich Kummer und Not ohne Ende zu tragen hatte. Hätte ich von diesem Stock mehr Gebrauch gemacht, wäre ich wohl noch gesund, hätte mir nicht das Fieber an den Hals geärgert“. Von manch einem Europäer, der an europäischen Kindern arbeitet, könnte ich dasselbe berichten. Ach, diese Einbildung! Der Stock verrate den schlechten Pädagogen! Dann ist unser himmlischer Vater auch ein schlechter Pädagoge. Ich glaube, bei ihm sollten wir in die Schule gehen. Ebenso bei unserem Herrn. Wie hart, wie unerbittlich streng straft doch Gott, von dem es heißt: Gott ist die Liebe! Er nimmt uns und wirft uns auf den Boden, daß wir daliegen wie zerbrochene Scherben. Und da gibts gar kein

Erbarmen. Müssen wir es nicht täglich erleben, wie strenge Gottes Ruten, wenn das Unglück daherschreitet und die Menschen dahintrast. Warum? Unser Herr sagt in Lut. 13, um uns zur Buße zu rufen: „So ihr nicht umkehret, werdet ihr alle also umkommen!“ Bedenken wir doch, was liegt in dem einen Wort: Alle Menschen müssen sterben! Wenn wir jeweils an einem Totenbette zusehen müssen, wie einer seinen letzten Kampf kämpft, wenn wir an das Krankenlager treten eines Krebsleidenden, der vor Schmerzen sich wendet und windet, oder eines Schwindfüchtigen, der langsam aber sicher dem Tod in die Arme fällt und ist kein Erretter da, wenn wir da unseren Stumpfsinn einmal auf die Seite bringen und überlegen: es kommt alles von Gott, der die Liebe sein soll. Was soll dann noch Liebe heißen? Wir sagen: nicht einmal mit einem Stöckchen darfst du dem Kind wehe tun, sonst verstößt du gegen die Liebe; der himmlische Vater aber, er martert dich zu tot, ja noch mehr, er verstößt für alle Ewigkeit in die Hölle. Ist's nicht begreiflich, wenn diese modernen Pädagogen zu dem Schluß kommen: Geh! mir doch weg mit eurem Bibeltott, der so erbarmungslos die Menschen plagt und noch in alle Ewigkeit in die Hölle verstoßen soll. Von diesem modernen Standpunkt aus ist das ganz folgerichtig.

Wenn irgend wo, dann muß es uns hierbei zum Bewußtsein kommen, daß unsre Erziehungsmethode mit der des himmlischen Vaters im Widerspruch steht. Was wir unter „Liebe“ verstehen, ist ein anderer Begriff, als was Gottes Wort uns als Liebe Gottes vor Augen führt. Da heißt es: Meine Liebe ist nicht eure Liebe, meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, meine Pädagogik nicht die eure. Ihr ruft in weichlichem Erbarmen: Fahret mir fein säuberlich mit dem Knaben Absalom! derweil aber stößt unter meiner Zulassung Joab ihm erbarmungslos die Spieße in das Herz. Woher dieser Unterschied zwischen Gott und uns? Doch nur daher, daß er ausruft: die Menschen wollen sich nicht strafen lassen von meinem Geist, denn sie sind Fleisch, das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf“. Wir aber wissen es besser: wir halten es lieber mit einem Socrates oder Pelagius. Der Mensch ist gut, das Kind ein edles Wesen, das darf man nur in seiner Eigenart sich recht entwickeln lassen, dann kommt alles zurecht. Die Schwächen, die ihm anhaften, gleichen Kinderkrankheiten, die eben einmal durchlebt sein müssen, die Jugend muß sich austoben, mit dem Alter fällt das alles von selbst weg. Das ist der herrschende Sinn heute in Haus, Schule und Kirche. Wer hat nun recht, der himmlische Erzieher oder wir menschlichen? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Man sollte erwarten, daß wir endlich einsehen gelernt hätten, wohin unsere Ekliebe führt. Nota bene: Eli ist nicht einer, der seine Kinder nicht gewarnt hätte, wie man es vielfach darstellt aus Mangel an Bibelenntnis. Wer es je ernstlich nachgelesen, dem muß aufgefallen sein, daß es heißt: Eli verwarnte seine Söhne, er stellte ihnen ihre Sünden a's solche vor Augen, aber er ließ sie weiter gewähren, wohl auch in dem Gedanken: ich bin machtlos. Und das ward ihm zur Schuld. Wie viele sind aber bei

uns nicht einmal imstande, den warnenden Finger zu erheben. Sie stehen weit hinter Eli zurück. Erschreckend ist der Mangel an Menschenkenntnis bei uns!

Nicht minder macht sich dieser Mangel in der Kirche, in der Erziehung der Erwachsenen zu ernstern Christen geltend. Wie verschieden lauten die Urteile über ein und dieselbe Gemeinde, ein und denselben Menschen. Das fällt am meisten auf bei den Diözesanberichten, oder wovon ich auch etwas erfahren habe, bei den Missionsberichten. Der eine weiß seiner Gemeinde ein schönes Loblied zu singen, verschweigt alles, was an Schatten hinreicht, der andre ist nüchtern, er will schwarz schwarz und weiß weiß sein lassen. Bei den Leichenreden erliegen viele der Veruchung, die Hoffnung als ganz selbstverständlich aufrecht zu halten, daß der Verstorbene „heimgegangen“ ist, obwohl man ziemlich bestimmt wissen könnte, daß er nie nach dieser Heimat eigentlich etwas gefragt hat. Wir haltens so gern mit Schleiermacher, der dafür hielt, die Predigt habe eine christliche Gemeinde zur Voraussetzung, obwohl einem nicht entgeht, daß man davon eigentlich fast nichts sieht, daß das unchristliche Wesen eben weit im Vordergrund steht. Dadurch bringen wir durch unsre Predigt die Zuhörer zu der Meinung: bei uns steht alles gut, wir sind recht, wir sind reich und haben gar satt. Darum ist in unsren Gemeinden so wenig Gottesfurcht vorhanden, so wenig Streben nach Besserung, Buße und Heiligung. Alles schläft, das tätige Leben fehlt. Und wenn man da und dort noch den Mut hat, auf Unzulänglichkeiten — von Sünde redet man ungern — hinzuweisen, kommt man sofort mit dem Trost durch den Hinweis auf die „Liebe und Gnade“ Gottes. Ganz anders sind da die Propheten, unser Herr und seine Apostel aufgetreten; ein Ochse kennt seinen Herrn, aber Israel kennt ihn nicht. Wie haben sie die Sünden und Laster gegeißelt, trotz Verfolgung. Wie weist unser Herr darauf hin, daß alle seine Jünger es ihm und den Propheten darin gleich tun müßten. Und wie hat er selbst nicht geschont, wie hat er rücksichtslos aufgedeckt, wo wir mit unsrem „Mantel der Liebe“ glauben zudecken zu müssen. Es wäre gut, wenn wir das Evangelium und die Briefe der Apostel eigens einmal in dem Sinn lesen wollten, wie der Herr mit seinen Zeitgenossen, einschließlich seiner Jünger, ins Gericht geht, wie er selbst zum Strid greift, wie seine Scheltworte Schwertern gleich in die Gemüter fahren. Warum? Weil er wußte: ich habe arge Menschen vor mir, die die Finsternis mehr lieben als das Licht, weil ihre Werke böse sind. Wie zimpferlich sind dagegen unsre Reden und Predigten, und wir schmeicheln uns dabei mit der Ausrede: das verlange die „Liebe“! Ist's nicht Menschenfurcht?, diese Frage hätten wir uns immer wieder zu stellen. Das ist alles nur möglich, weil auch wir in der Kirche an dem ungeheuren Mangel an Menschenkenntnis leiden. Das kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß man uns Geistliche vor allem so einschätzt, daß wir alles glauben, daß man uns am leichtesten irre führen könne. Im besten Falle macht man da aus der Not eine Tugend und nennt uns ichmeichlerisch Idealisten oder Ideologen!

Ist ein Wunder, daß wir nicht ernst genommen werden?, daß wir selbst das Gefühl haben, es kommt doch wenig heraus bei all untrer Tätigkeit; unsre Predigten schlagen nicht ein. Man kann so leicht bei ihnen mit offenen oder geschlossenen Augen schlafen, sie sind kein Weckruf! Dabei erwarten wir aber immer noch, daß unsere Worte und Predigten weltbewegend sein sollen, sind erstaunt, wenn diese Hoffnung sich nicht erfüllt. Ja gerade unsre Erwartungen zeigen im Vergleich zu den Erwartungen, die wir nach Gottes Wort hegen dürften, wie groß unser Mangel an Menschenkenntnis ist. Wir gleichen einem Arbeiter, der mit einer zarten Feile, die etwa für Messing bestimmt ist, harten Stahl bearbeiten will. Sie greift nicht an! Denn „auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil“. Nach Gottes Wort haben wir nur eine kleine Auswahl zu erwarten von solchen, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor Baal, nur ein Rest befehrt sich. Die große Masse geht auf dem breiten Weg dem Verderben entgegen. „Seht an, liebe Brüder, euren Beruf; was hat Gott erwählt?“ „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt“. „Herr, sinds wenige, die selig werden?“ Antwort: „Viele werden darnach trachten, hineinzukommen und werden nicht tun können“. Das sind die Erwartungen nach Gottes Wort, wie sie der Herr, seine Apostel und Propheten hegten, wir aber wollen mehr fertig bringen. Der Knecht will über dem Meister sein; er weiß, daß die Menschen ihm die Dornenkrone reicheten, wir aber erwarten die Ehrenkrone. Er weiß, es kommt das Kreuzige, wir aber erwarten das Hosanna! Alles nur, weil wir die Menschen und unser eigen Herz nicht kennen. Diese verkehrten Erwartungen werden uns zum Verhängnis. Wenn wir einmal uns hervorgehoben haben, weiß weiß und schwarz schwarz genannt, sodas die Predigt rumori, dann werden wir von uns selbst wie von Freund und Feind ins Gebet genommen. (Ist unsrem Heiland anders ergangen und den Seinigen?) Wir breiten uns, den „Schaden“ wieder gut zu machen, reden wieder zur Boshaftigkeit, daß ja der Weckruf wieder abgeschwächt wird. Oder wir werden darauf hingewiesen: nur du redest so, die andren Pfarrer sind nicht so streng, so engherzig. Dieser Mangel an Einheit, seis in unsrem eigenen Verhalten, daß der einzelne einen Schritt vorwärts und zwei Schritte rückwärts macht, seis, daß un're Entschiedenheit durch den Hinweis auf andre abgeschwächt wird, verdirbt mehr als wir ahnen bezw. Wort haben wollen. Man beliebte dem modernen Menschen zu schmeicheln, daß er ein Wirklichkeitsmensch sei, der allem auf den Grund gehen wolle, der Kritik übt und nicht das Ueberlieferte als bare Münze annimmt. Wie gut wäre es, wenn wir Wirklichkeitsmenschen wären, aber nicht einseitig, sondern auch im Blick auf die Gegenwart, im Blick vor allem auf unser eigenes Wesen. Woher kommt bei so manchem die sozialistische und pazifistische Einstellung, doch nur von Mangel an Menschenkenntnis! Da meint man, die Menschen wären leicht zurecht zu bringen, wenn mehr Recht und Gleichheit herrschte. Aber, sagte mir einmal einer: Die Armut macht den Menschen

schlecht. Gut denn, dann hat es Gott auf dem Gewissen, wenn so viele schlecht sind. Unser Herr bleibt dabei: Arme habi ihr allezeit bei euch und zeigt am eigenen Leben, daß nicht Armut, wohl aber der Reichtum dem Menschen gefährlich wird. Man gibt sich dem Wahne hin, daß Krieg und Revolution in dieser Menschheit überwunden werden müssen, und glaubt die Zeit dafür bald gekommen. Man merkt nicht, daß das alles nur englischer cant ist für den deutschen Michel, daß wir es mit unserm Herrn halten sollten, der die Zukunft besser beurteilen konnte als wir, weil er Menschenkenntnis besaß. Er aber stellt uns Kampf und Krieg, Verfolgung und Blutvergießen in Aussicht bis an der Welt Ende. Und wenn wir Wirklichkeitsmenschen sein wollen, so kann uns die Befürchtung nicht verlassen, daß bei der Art der Menschen es nie zur Erfüllung der pazifistischen Hoffnungen kommt. Es wird in dieser Menschheit für immer bei dem Dichterwort bleiben: „Jedoch der Schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!“ Kann das unseres Gottes würdig sein, würde er dann je alles in allem? Nach meinem Verständnis der Bibel ist es eben gottgewollt, daß wir durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen müssen. Dann muß es auch so bleiben, daß verkehrte Menschen zur Zucht, Prüfung und Läuterung der Kinder Gottes da sein müssen. Das Unkraut hat seine Aufgabe unter dem Weizen. Wer damit nicht rechnet, wird nie zur Menschenkenntnis hindurchdringen.

Das ist aber am meisten zu bedauern, daß dieser Mangel am wenigsten empfunden wird. Alles will der heutige Mensch wissen und verstehen, aber das „Erkenne dich selbst“, um an seinem Herzen alle anderen zu erkennen, will er nicht beherzigen. Das ist nicht nur so bei den sog. Weltleuten, das ist auch bei uns so, die wir ernste Christen, Lehrer und Geistliche, Arbeiter an den Menschenherzen im besonderen Sinn sind, bezw. sein wollen. Und diese Zeilen sind aus keiner anderen Absicht heraus geschrieben, als gerade hierin aufrüttelnd, weckend und anregend zu wirken. Mehr Menschenkenntnis muß unser aller Wunsch, unser aller Gebet werden. Was haben wir dabei zu tun? In erster Linie zu brechen mit unseren hergebrachten Meinungen, vor allem mit gewissen modernen Grundsätzen, und dann Gottes Wort nicht einseitig nach unserm Geschmack, sondern allseitig auf uns einwirken zu lassen. Als Alltagsmeinung möchte ich vor allem die hervorheben, daß, wer seine Mitmenschen richtig bearbeite und zu ihnen rede, bei ihnen der allgemeinen Beliebtheit sich erfreuen werde. Wer das nicht erreiche, der sei sein gottbegnadigtes Rüstzeug, wer aber vollends Haß und Anfeindungen aufstachle, wer die „Leute zur Kirche hinauspredige“ und nur negativen Erfolg aufweise, der sei auf verkehrtem „lieblosem“ Wege. Wehe dem Geistlichen, der es mit seiner Gemeinde verdirbt, er wird von oben und unten das Anathema hören. Damit setzen wir als selbstverständlich voraus: wer richtig predigt und handelt in seiner Gemeinde, darf keine allzugroße Gehässigkeit hervorrufen. Also richte dich darnach. In Jesus und der Apostel und Propheten Wegen darfst du

nicht wandeln. Denn die haben ja derlei Gehäufigkeiten ohne Wahl und Zahl über sich ergehen lassen. Warum? Weil sie gegen die Verlehrtheiten ihrer Zeitgenossen mit Erfolg aufgetreten sind, sodaß ihr Wort gehört, verstanden und beachtet wurde, bei den einen Buße bewirkt hat, bei den andern Widerspruch, Haß und Verfolgung bis zum Tod, und letzteres beim tonangebenden Haufen. Wenn Jesu Evangelium richtig gepredigt und befolgt wird auch in der heutigen Menschheit, ja gerade in ihr, da ist es bei ihrer ganzen verlehrtten Art gar nicht anders möglich, als daß wir in erster Linie nicht auf Beifall, sondern auf Widerspruch zu rechnen haben. Es sollte mich freuen, überzeugt zu werden, daß ich falsch sehe, es diene zu meiner eigenen Beruhigung, weil ich mir immer sagen muß: hieran sehlt uns, am Mut, die Sünde zu strafen, da treiben wir immer Vogelstraußpolitik und raunen uns selbst und einander zu: es ist nicht so schlimm. Sie werden noch alle Kinder Gottes werden. Der „Wirklichkeitsmensch“ aber muß es immer wieder erleben, es steht traurig bei uns. Aber der Kluge schweigt zu der Zeit. Wie sind unsre Leute so lächelnd; wehe, wenn man darauf hinweist, etwa daß diese Festseuche die reinste Pest ist, daß sie uns um Hab und Gut, um alle gute Sitte bringt, daß sie das Familienleben zerstört, den Kindersegen uns nimmt, um unsere ewige Seligkeit uns bringt. Erst wenn wir wieder willens sind, die Schmach Christi zu tragen von Freund und Feind, das Nichts auf uns nehmen, daß viele hinter sich gehen mit dem Anwurf: „das ist eine harte Rede“, erst dann sind wir auf dem Weg, Christi und seiner Apostel und Propheten Nachfolger zu werden, erst dann wird uns das rechte Licht aufgehen über das wahre Wesen der Menschen. Dann fällt die Maske. Sie wird fallen, aber Gott gebe, daß wir dann auf der rechten Seite stehen. Daß nicht auch bei uns eine Maske fallen muß, hinter der wir uns in Selbstbetrug in Menschen-Lug und Trug so lange verborgen gehalten haben, daß auch wir die Finsternis ganz unbewußt mehr lieben als das Licht, und so im Blick auf uns selbst wie im Blick auf unsere Mitmenschen in furchtbarer Unkenntnis bleiben. Wer muß nicht immer wieder an jenes Wort denken: Es werden viel zu mir sagen: Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweihsagt (gepredigt) . . . ich aber werde ihnen sagen: ich kenne euch nicht, weichel von mir, ihr Uebelthäter!

Seit meinem letzten Hinweis, daß manche unter uns eine Besserung herbeiführen möchten unter der Parole: „mehr Liebe, mehr Gnade predigen“, habe ich mich noch mehr bemüht, richtig zu beobachten. Aber was ich lese und höre, scheint mir immer zu sagen: sie sucht den Fehler, den wir gemacht haben sollen, noch zu vergrößern; anstatt Vertiefung Verflachung, anstatt Ernst und Furcht Veräußerlichung. Beispielsweise muß ich da hinweisen auf den Artikel über die Stockholmer Konferenz Nr. 16 S. 122 ff. Ich kann nicht sagen, mit welchen Gefühlen ich dort gelesen habe: „Wann kommt das Reich Gottes?“ Wäre die

Seele des Weltprotestantismus auch bereit gewesen zur Ausnahme dieses großen Gnadenalles, wenn die Zentralmächte gesiegt hätten? Wenn ich recht verstehe, will dort dem englischen Christentum gegenüber dem deutschen das Wort geredet werden, der Wunsch scheint vorzuherrschen: ersteres möge doch ja in der Konferenz den Sieg davon tragen. *) Da habe ich allerdings eine andere Auffassung über beide Arten, und vielleicht kenne ich die englische Art, da ich acht Jahre in englischem Gebiet missionierte, wobei mein für die Engländer gefaßtes Vorurteil so gründlich zerschlagen wurde, daß ich jedem nur bezeugen kann, der der englischen Art den Vorzug gibt, entweder kennt er sie nicht oder fehlt ihm die Gründlichkeit. Nicht ganz Unrecht scheint das Urteil zu haben, daß die englisch-amerikanische Oberflächlichkeit eine Rolle spiele in dieser neuen Strömung. Wertwürdig ist mir auch in jenem Artikel die indirekte Anklage gegen Luther im Blick auf Marburg. Ich stehe auch da völlig auf Luthers Seite, der sicherlich nicht nur in Bezug auf die Abendmahlslehre zu dem Schluß kam, „ihr Schweizer habt einen andern Geist!“ sondern das aus dem Ganzen heraus empfand. Ich teile Luthers Empfinden. Aber Luther war ein Mann von Menschenkenntnis, er führte eine Sprache, die dem heutigen Zeitgeist nicht liegt, dem Geist der „Liebe“, die aber nach meinem Empfinden nicht „Liebe Christi“ ist. Ich betenne mich zu den deutschen Pessimisten und Aktivisten, weiß eben ganz bestimmt, daß der deutsche Pessimist mehr leistet, vor allem qualitativ als der englische „Aktivist“. Und das auf allen Gebieten. Er sucht nicht die ganze Welt sich zum Sklaven zu machen. Ich sage auch hier wieder: Pessimist bis zur Verzweiflung im Blick auf die Menschen, aber Optimist bis zum Neukersten im Blick auf Gott. Denn „ich weiß, daß in mir — und so auch in andern Menschen — wohnt nichts Gutes. Daß diese Menschenkenntnis uns werde, daß wir klug werden wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben, dazu allein habe ich geschrieben, den Bedruf ergeben lassen: Mehr Menschenkenntnis: Herr, was ist der Mensch? Er allein kann uns zeigen, was für ein Gemächte wir sind.

Kirchliche Umschau.

X.

(Die Kirche und der Vertrag von Locarno. — Der Christenbund. — Die Schulfrage.)

Die bewegten Verhandlungen über den Sicherheitspakt spielen sich ab im Gebiete der hohen Politik und der Weltwirtschaft. Man könnte fragen, was denn die Kirche damit zu schaffen habe, wenn nicht Erzbischof Söderblom den deutschen Reichskanzler nach der Rückkehr aus Locarno zum Abschluß des Vertrages beglückwünscht hätte. Luther hat dafür gedankt und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß für die Rheinländer bald die Stunde der Befreiung schlagen möge. Dieser Telegrammwechsel veranlaßte eine führende Berliner Zeitung („Der Tag“, Nr. 256 vom 25. Oktober 1925) in einem Leitartikel zu folgenden Ausführungen: „ . . . Die

*) So hat es der Verfasser jenes Artikels wohl nicht gemeint. D. Schriftl.

öffentliche Welt lebt ja oft weit mehr von Einbildungen als von Tatsachen, und so haben sich nun schon bei allzu vielen Einzelfaktoren der Weltmeinung gewisse schiefe Vorstellungen zu festen Anschauungen verdichtet. Ob Staatsverträge in Wahrheit gut oder schlecht sind, tritt leider so oft zurück gegenüber jener alten Ideologie unseres Leibniz, der in allen neuen Staatsverträgen eine harmonische Zweckbestimmung der Völkerzukunft sehen wollte. Wenn die Entente-Propaganda stets so gerne mit dem Schlagwort von der „Heiligkeit der Verträge“ arbeitet, so wußte sie ganz genau, auf welche Seelenstimmungen sie dabei spezialisierte. Die häßlichen Wirkungen dieses Zeitalters haben bei vielen verinnerlichten Menschen auch das Bedürfnis nach äußeren Richtmaßen und Ordnungen gestärkt. So hat sich insbesondere in der christlichen Welt allenthalben ein neuer nationaler Pazifismus gebildet. Er wirkt in seinen Willensäußerungen vielfach naiv, in seinen staatspolitischen Grundansichten dilettantisch, wie wir es fast bei allen Formen des Pazifismus beobachten können. Aber wir haben mit seinem Dasein ernster zu rechnen als mit den Quertreibereien jener linksdemokratischen Intellektuellen, die ihren Pazifismus ja oft bis zum Landesverrat vortreiben. Dieser christlich-nationale Friedensgeist ist schon deshalb um so vieles bedeutender, weil er die Massen hinter sich hat. Charakteristisch für das öffentliche Auftreten dieser Strömung war vor allem der Glückwunsch des schwedischen Kirchenfürsten Söderblom an den Reichskanzler nach dem Ergebnis von Locarno. Dr. Luther ergriff in seiner Antwort die gute Gelegenheit zu einem internationalen Werberuf für die Freiheit des Rheinlandes und brachte damit zum Ausdruck, wie gewichtig ihm die Stimme des schwedischen Erzbischofs ist, der ja seit Stockholm als erklärter Führer der romfreien Christenheit gelten darf.

Es ist wahr, wir haben heute neben älteren pazifistischen Vereinigungen internationalen Gepräges mit ihren mehr human als christlich gesinnten deutschen Mitgliedern eine neue, mächtige Friedensbewegung, die ebenso christlich wie national eingestellt ist. Darüber dürfen wir uns von Herzen freuen, und die Kirchen sind während des Weltkrieges so treu auf der Seite des Volkes in Waffen gestanden und so eifrig für die Belange des eigenen Staates eingetreten — oft über das Maß des für ein christliches Gewissen Tragbaren hinaus — daß sie getrost ihre Hand den Brüdern jenseits der Grenzen entgegenstrecken und für den Frieden unter den heimgesuchten Völkern wirken dürfen. Die große Frage ist aber, wie das geschehen soll. Der Leitartikler des „Tag“ hat nicht so Unrecht, wenn er von naiven Willensäußerungen und von Dilettantismus der neuen pazifistischen Bewegung spricht. Bei aller Hochachtung vor dem großen schwedischen Kirchenmann muß doch gesagt werden, daß sein Glückwunschtelegramm unter diese Kritik fällt. Dieser Glückwunsch war auf alle Fälle verfrüht in einem Augenblick, in dem sich die Tragweite der Beschlüsse

von Locarno noch gar nicht ermessen ließ, geschweige daß ihre Wirkungen zu spüren waren. War es überhaupt angebracht, gerade bei dieser Gelegenheit die Stimme der christlichen Kirche erschallen zu lassen? Der Rundschau-Schreiber gehört zu den Befürwortern des Vertrages von Locarno. Doch meint er — trotz Söderblom — nicht, daß diese Stellungnahme „christlicher“ sei, als die der Bekämpfer des Sicherheitspaktens. In dieser Frage wird die Haltung des Einzelnen nicht durch seine Glaubensüberzeugung, sondern durch seine politische Einstellung und durch wirtschaftliche Erwägungen bestimmt.

Die Führung des Christenbundes hat Recht, wenn sie immer wieder betont, daß es Aufgabe des Bundes sei, die ernstgesinnten Christen verschiedener Parteien und politischer Schattierung zu sammeln und in ihrer Tätigkeit zu unterstützen und zu fördern. Freikirchliche Kreise, die bei der letzten Berliner Stadtverordnetenwahl mit einer besonderen „Gemeinschaftsliste“ vorgingen, erlitten ein klägliches Fiasko. Von 243 Sitzen erhielten sie nur 2. Der Versuch einer evangelischen Partei, der nun schon so oft unternommen wurde, scheitert immer wieder — letztlich an dem Widerspruch in sich selbst.

In Preußen soll am 5. Dezember die neue Generalsynode zusammentreten. Ihr wird u. a. die Aufgabe zufallen, den Kirchenrat (die Kirchenregierung) zu wählen, der dann an die Stelle des früheren landesherrlichen Kirchenregimentes tritt. Es ist die erste Generalsynode nach Inkrafttreten der neuen Kirchenverfassung. Bei uns fand diese und die Wahl der Kirchenregierung schon im Jahre 1920 bzw. 1921 statt. So schnell schießen eben die Preußen doch nicht wie die Badener!

Um den Reichsschulgesezwurf geht der Kampf weiter, wenn er auch in den letzten Wochen hinter dem Streit um Locarno zurückgetreten ist. Als Ideal sollte uns doch immer die evangelische Schule gelten, die zwar nicht unter der Kirche, aber doch mit der Kirche arbeitet, wenn wir auch ausdrücklich dankbar sind für das, was wir an unserer christlichen Simultanschule in Baden besitzen.

A. N.-R.

Bücherschau.

Ist die alt-israelitische Nationalreligion Offenbarungs-Religion? Von Professor Lic. Eichrodt in Basel. Verlagsmann in Gütersloh. M. 1.—

Der in diesen Blättern abgedruckte Vortrag soll in dieser Broschürenform — erweitert durch Anmerkungen — unsern Lesern zum nochmaligen Studium und zur Verbreitung empfohlen werden.

„Singet dem Herrn!“ Geistliche Lieder und Chöre für gemischte Stimmen. 2. Abteilung, neu bearbeitet von M. Metzger, Musikdirektor. 3. Auflage. 192 S. Leinwand M. 2.—, in Partien von 10 Stück M. 1.80.

Geistliche Lieder mit Melodien zu gemeinschaftlicher Erbauung für gemischten Chor von Chr. Böcker und M. Benzinger. 20. Aufl. 288 Seiten, Leinw. M. 3.—, bei 10 Stück M. 2.70.

Diese beiden wohlbekannten und viel benützten Liedersammlungen sind vom Quellverlag der Evang. Gesellschaft in Stuttgart in neuem Gewand und hübscher Ausstattung herausgegeben worden. Einer besonderen Empfehlung bedürfen sie nicht.

Berichtigung. In Nr. 24 auf S. 192 ist „Brot des Lebens“ zu streichen. Was darunter steht, gehört noch zum Vorhergehenden.

Verantwortl. Schriftleitung: Pfr. Herrmann-Karlsruhe, Walbhornstr. 11. — In Kommissionsverlag beim Sv. Schriftendienst in Karlsruhe, Kreuzstr. 35. — Druck der Buchdruckerei Fidelitas (Gef. m. b. H.) in Karlsruhe.